

# Drei närrische Tage braucht der Mensch

*Am Aschermittwoch ist alles vorbei*

**A**m 11. November 1417 wählten die Kardinäle in Konstanz Kardinal Otto Colonna zum neuen Papst. Er nahm den Namen des Tagesheiligen an. Die Wahl des Papstes war nur möglich geworden, weil drei Päpste, die es damals gab, feierlich verzichtet hatten. Papst Martin V. hatte die undankbare Aufgabe, die zerstrittene Christenheit wieder zu einen. Er tat dies mit Tatkraft und großer Klugheit.

Papst Martin V. war ein Römer, und er machte Rom wieder zum Mittelpunkt der Kirche. Die Stadt war freilich während des langen Exils der Päpste in Avignon völlig heruntergekommen. Noch 17 000 Einwohner zählte die einstige Weltmetropole. Kirchen drohten einzustürzen. Kühe grasten auf dem Petersplatz. Räuber überfielen die Pilger und raubten sie aus. In diesen mehr als schwierigen Zeiten hat es Papst Martin V. für angebracht gehalten, in den drei Tagen vor dem Aschermittwoch Karneval zu feiern. Die Römer ließen sich dies nicht zweimal sagen. Sie schlüpfen in allerlei Masken. Sie tanzten durch die Straßen. Manches Glas wurde auf den Papst angestoßen, den man

dankbar „Papa Carnevale“ nannte. Damals kam auch der Name Rosenmontag auf. Wie der Rosen-sonntag – der 4. Sonntag in der Fastenzeit, auch Sonntag „Laetare“ genannt, an dem der Priester ein rosarotes Messgewand trägt und der Papst die „goldene Rose“ segnete – das Ende der Fastenzeit ankündigt und von der Vorfreude auf Ostern geprägt ist, so markiert der Rosenmontag die Halbzeit der drei närrischen Tage.

Solange der Kirchenstaat bestand, also bis 1870, wurden die närrischen Tage in Rom ausgelassen gefeiert. Im 17. Jahrhundert wurde sogar eine eigene Steuer eingeführt, um die Lustbarkeiten, die geboten waren, finanzieren zu können. Karneval kann freilich nur der richtig feiern, der dann auch richtig fastet. Die Reformatoren hatten nichts übrig für die Fastenzeit. Mit dem Abschied von der Fastenzeit hatte man auch die närrischen Tage verabschiedet. Der Karneval hat deshalb seine Hochburgen seit jeher in katholisch geprägten Gegenden, erst allmählich breitet er sich auch andernorts aus. Aus dem Rheinland wird sogar berichtet, dass ein evangelischer Pastor die Rolle des Faschingsprinzen übernommen habe. Martin Luther hätte dagegen wohl gewettert, denn er war ein erklärter Gegner dieses „Mummenschanzes“ und mit ihm alle anderen Reformatoren. In Jena wurde 1612 sogar eine Doktorarbeit verfasst, in der die Frage erörtert wur-

de, welcher Papst die Fastnacht eingeführt habe, die als Teufelswerk betrachtet wird. Man kam dabei zurück bis auf das Jahr 1207, als am Sonntag Quinquagesima, dem Faschingssonntag, Papst Innozenz III. sich ein närrisches Spiel vorführen ließ.

Während die Reformatoren dem Menschen nicht einmal drei närrische Tage gönnen wollten, waren die Rheinländer immer schon der Meinung, dass drei Tage nicht genügen. Sie beginnen deshalb ihre Karnevalswoche mit der „Weiberfastnacht“ am Donnerstag. An diesem Tag übernehmen die Frauen das Regiment. Es ist ein Brauch, den bereits Wolfram von Eschenbach in seinem „Parzival“ erwähnt. Aus dem 15. Jahrhundert gibt es Berichte von Frauen, die das Rathaus besetzten und sich an den Vorräten des Ratskellers schadlos hielten. Da und dort wurde über Männer zu Gericht gegessen. Man kann die Weiberfastnacht als einen Protest gegen eine Welt sehen, in der Männer das Sagen haben.

Dem „unsinnigen“ oder „gumpigen“ Donnerstag folgt in der schwäbisch-alemannischen Fastnacht der „rußige“ Freitag. Besonders Kindern macht es eine Freude, den anderen anschwärzen zu können. Man darf beim Faschingstreiben die religiösen Wurzeln des Brauchtums nicht vergessen. Auch wenn Jesus durch seinen Tod am Kreuz den Satan überwunden hat, noch ist seine Macht nicht völlig gebrochen. Der Apostel Petrus meint zwar: „Der Teufel

schleicht umher wie ein brüllender Löwe“, aber sehr viel häufiger kommt er auf Samtpfoten daher. Die Wilderer schmierten sich früher Ruß ins Gesicht, um nicht erkannt zu werden. Der Teufel ist ein Wilderer der Seelen. Man nennt ihn nicht umsonst den „Schwarzen“, der seine schwarze Spur in den Seelen der Menschen hinterlässt. Der rußige Freitag mit seinem Anschwärzen will den anderen der Lächerlichkeit preisgeben. Die frohen Kindergesichter mit den rußigen Tupfern lachen aber den Teufel aus, denn der „Schwarze“ hat den Kampf verloren, wenn sie in der Osterbeichte alle dunklen Punkte ihres Lebens der Barmherzigkeit Gottes anvertrauen.

Ein Höhepunkt des närrischen Treibens ist der Umzug am Karnevals- oder Faschingssonntag. Die Wagen bewegen sich wie Schiffe auf Rädern durch die Straßen und knüpfen damit an die lange Tradition der Narrenschiffe an. Sebastian Franck hat in seinem Buch „Das Narrenschiff“ 1494 die allgemeine Narretei in 100 Kapiteln beschrieben. Er rät freilich, möglichst rasch wieder zur Vernunft zurückzukehren, doch ein paar Tage dauert es, bis das närrische Treiben begraben ist und beweint wird. Am Aschermittwoch geht es zurück in den grauen Alltag. Es beginnt die Fastenzeit. Die gestern noch voll Lebensfreude waren, beugen ihren Kopf unter das Aschenkreuz und lassen sich an den Tod erinnern.

# Die Predigt des Faschingskrapfens

*Alles ist vergänglich*

**A**lles hat seine Zeit und alles ist vergänglich. Zu Weihnachten gehören die Lebkuchen, zu Ostern die Ostereier und zum Karneval oder Fasching gehören die Krapfen. Während in der Fastenzeit dann Schmalhans Küchenmeister ist, gibt es in den Faschingstagen, die früher zur sogenannten „Vorfastenzeit“ gehörten, Schmalzgebackenes. Die Faschingskrapfen werden im schwimmenden Fett herausgebacken. Diese Köstlichkeiten lassen nicht nur Kinderherzen höher schlagen, wie der bayerisch-schwäbische Spruch „Lustig ist die Fasenacht, wenn die Mutter Kücherl/Küchle bacht“ dokumentiert.

Manche behaupten, die Römer hätten die Krapfen erfunden, denn sie kannten bereits ein rundes Siedegebäck, dem sie den Namen „globulus“ – Kügelchen – gegeben haben. In den Klöstern des 12. Jahrhunderts machte ein Rezept die Runde, das für die letzten Tage vor dem Aschermittwoch empfohlen wurde. Es handelt sich um nichts anderes als um die Zubereitung des Faschingskrapfens, den man „craplum“ nannte. Mit dem Aschermittwoch

verschwand der Schmalztopf aus der Küche, um erst wieder am Ostersonntag aus seiner Verbannung geholt zu werden. Die Mönche verstanden die Faschingskrapfen als Gleichnis des menschlichen Lebens. So wie der Krapfen sich im Fett dreht, bleibt nichts beim Alten. Was heute oben schwimmt, kann morgen schon in der Versenkung verschwinden. Die Mönche sahen Könige kommen und gehen. Sie sahen den Sturz der Mächtigen und den Aufstieg neuer Herren. Der Faschingskrapfen wurde für sie zur Predigt über die Worte des Magnifikat: „Er stürzt die Mächtigen vom Thron und erhöht die Niedrigen“. Arme Leute, die in diesen Tagen an der Klosterpforte anklopften, erhielten einen Krapfen. „Die Hungernden beschenkt er mit seinen Gaben und die Reichen lässt er leer ausgehen“ sagt das Magnifikat. Der Krapfen wird übrigens zweimal umgedreht, so dass auch der, der bei der letzten Revolution, der letzten Wahl nach oben gekommen ist, aus seiner Spitzenfunktion verschwindet und in Vergessenheit gerät. Der Faschingskrapfen macht, noch bevor er gegessen wird, deutlich, dass nichts so bleiben muss, wie es ist.

Diese Erfahrung musste auch Kaiser Napoleon machen. Nach einem Siegeszug ohnegleichen durch ganz Europa hat er die Landkarte gründlich verändert. Es gab keine Fürstbischöfe und Fürst-

bistümer mehr, keine Reichsäbte und Reichsabteien. Aus Herzögen und Kurfürsten waren Könige geworden, aus einfachen Soldaten Fürsten. Dann kam der Umschwung. Zuerst wurde der Kaiser nach Elba verbannt und schließlich kam er für immer auf die Insel St. Helena. In Wien aber tagte der „Wiener Kongress“, um die Ordnung Europas neu festzulegen. Die Klöster blieben aufgehoben. Die Bischöfe bekamen ihre Territorien nicht mehr zurück, aber die Könige von Napoleons Gnaden wurden bestätigt und behielten ihre Länder. Auf dem Kongress wurde vieles beraten und viel getanzt. Eine Hofköchin namens Cäcilie Krapf hat zu einem Ball ihre Krapfen mit Früchten gefüllt. Der Faschingskrapfen wurde dadurch noch schmackhafter. Das neue Rezept machte schnell die Runde. In Wien nannte man sie „Cilli-Kugeln“. Die Berliner freilich behaupten, ein Bäcker aus Berlin habe diese Idee schon mehr als ein halbes Jahrhundert früher gehabt, als ihn König Friedrich II. von Preußen, den manche den Großen nennen, zu den Soldaten holte. Der Kanonier habe wenig Lust gehabt, auf die feindlichen Österreicher mit Kugeln aus Blei zu schießen, er habe statt dessen Kugeln aus Teig geformt und gedörrte Zwetschgen aus seinem Proviant dazugegeben. Mangels Ofen legte er die Kugeln in siedendes Fett und fertig waren „die Berliner“. Ob diese Kugeln abgeschossen wurden, ist

nicht bekannt, aber es war wenigstens ein Versuch, „Schwerter in Pflugscharen“ umzuwandeln, wie es vom Propheten Jesaia vorhergesagt wurde.

Im Karneval oder Fasching wird so vieles umgekehrt. Es ist wie mit dem im heißen Fett gewendeten Krapfen: Bürgermeister liefern ihre Schlüssel ab, Prinzenpaare regieren, Hofmarschälle und Präsidenten führen das große Wort, doch am Aschermittwoch wendet sich das Blatt und die alte Ordnung wird wiederhergestellt. Die Faschingskrapfen sind gegessen und werden zum Gleichnis für die Vergänglichkeit alles Irdischen.



# Reue und Vergebung

## *Gedanken zum Psalm 51*

**M**an könnte den Psalm 51 als den beliebtesten Bußpsalm bezeichnen. Das „Miserere“ drängt sich einem förmlich auf die Lippen, wenn man sich verfehlt hat. Das Miserere stimmt Papst Alexander VI. an, nachdem er beim Einsturz einer Decke im Vatikan nur knapp dem Tod entronnen ist. Das Miserere betete Kaiser Karl V. tagtäglich, als er sich von den Staatsgeschäften zurückgezogen hatte und sich in San Juste auf den Tod vorbereitete. Er fühlte die ganze Last der Verantwortung für das gewaltige Reich, in dem die Sonne nicht unterging. „Miserere“ – „Erbarme dich meiner, o Gott, nach deiner Barmherzigkeit“ (V. 3). Er dachte an die Reformation in Deutschland, an die Glaubensspaltung, die er nicht zu verhindern vermochte. Er dachte an Amerika und das Unrecht, das den Indios angetan worden war. „Miserere!“, konnte er nur immer wieder flehen. Und er schaute hin auf König David, der diesen Psalm erstmals anstimmte.

David rief sein Miserere zu Gott, nachdem der Prophet Nathan ihm die ganze Schwere seiner Schuld mit deutlichen Worten klargemacht hatte. Der Ehebruch mit der Frau des Urija war mehr als

ein Seitensprung. Der König hat um seiner Lust willen dem ganzen Volk ein schlechtes Beispiel gegeben. Er hat Gottes Gebot übertreten und sich als undankbar gegenüber den vielen Gnaden und Talenten, dem Segen, den Gott ihm erwiesen hat, gezeigt. Dem einen Verbrechen fügte er noch das zweite hinzu. Er ließ Urija ermorden, um seinen Ehebruch zu vertuschen. Tiefer konnte ein Mensch nicht sinken. Für den König tat sich wahrhaftig ein Abgrund an Verkommenheit auf. Auch Könige stehen unter Gottes Gebot. Auch Könige können sich nicht über das Recht erheben. Nathan lässt daran keinen Zweifel. David begreift die Schwere seiner Schuld, und er fleht zu Gott um Erbarmen.

Er spürt selbst, in welchen Schmutz er geraten ist. Davon kann er sich nicht selbst reinigen. Gott muss ihn rein waschen. Johannes der Täufer wird später am Jordan die Bußtaufe predigen. Jesus aber wird am Kreuz mit seinem Blut die Sünden tilgen und den Menschen seine verzeihende Gnade anbieten. „Wasche mich bis auf den Grund meiner Schuld“ (V.4). So betet David und mit ihm Papst Alexander VI., mit ihm Kaiser Karl V., mit ihm jeder Sünder, der seine Schuld einsieht, jeder Mensch, der schuldig geworden ist. Man könnte sich natürlich auf die Erbschuld berufen, darauf, dass seit Adam und Eva der Mensch geschwächt ist und für die Versuchung anfällig. Man ist ja immer

geneigt, anderen die Schuld zu geben, den Eltern und ihrer Erziehung, der Veranlagung, für die man nichts kann, der Umwelt, die ihren verhängnisvollen Einfluss ausübt. David möchte die Schuld nicht anderen geben. Er möchte zu seiner Schuld stehen. Er selbst ist schuld und niemand anderer. Er sehnt sich nach einem Zeichen der Vergebung. „Besprenge mich mit dem Ysop, und ich bin rein: wasche mich, und ich bin weißer als der Schnee“ (V.9). „Asperges me“, so sang man jahrhundertlang vor Beginn des Sonntagsgottesdienstes. Die Austeilung des Weihwassers war damit verbunden. Mit einem reinen Herzen wollte man zum Altar treten.

David bittet um ein neues Herz, um ein Herz, das Gott gefällt. Ein reines Herz wird uns in der heiligen Beichte bei der Lossprechung geschenkt. Freilich, mit der Lossprechung ist es nicht getan, es braucht den guten Vorsatz und nicht nur ihn, sondern auch „den Geist der Beständigkeit“ (V.12). Dann durchströmt den Beter neue Freude. Der Lebensmut kehrt zurück. Man kann wieder anderen den Weg zu Gott glaubwürdig zeigen, denn die beste Predigt ist das Vorbild. Man ist auch nicht mehr fixiert auf seine Schuld, sondern innerlich befreit. Da fällt es nicht schwer, Gott zu loben. Wer in dieser Gesinnung an den Altar tritt, der darf sicher sein, dass Gott sein Gebet annimmt. David bringt im Heiligen Zelt sein Opfer dar, und er weiß, dass

es Gott mehr noch auf sein Herz ankommt. Wir bringen mit dem Priester am Altar das Opfer dar, in dem Christus selbst sich dem Vater darbringt, und auch wir wissen, dass es dabei auf unser Herz ankommt. Mit David beten wir „Miserere – Erbarme dich meiner, o Gott“, und mit Christus treten wir an den Altar. Wir wissen, dass dieses Opfer Gott gefällt.